

Tomaten aus China und Kopfsalat aus Müntschemier

Würden die Visionen der Welthandelsorganisation WTO Realität, kämen unsere Tomaten künftig aus China und der Salat aus der EU. Wird sich der Wunsch der Konsumenten nach Gemüse aus heimischen Kulturen oder deren Forderung nach dem tiefsten Preis durchsetzen?

Es ist Sommer, und der Sommer, der ist mächtig. Er treibt die Setzlinge auf den Feldern zu über ein Pfund schweren Kopfsalaten, färbt die Rispentomaten in den Plastictunneln und Gewächshäusern im Rekordtempo leuchtend rot und kitzelt Gurken aus dem Boden, die den Salatteller im Bistro zum Ernährungshappening hochschrauben. An den Marktständen konkurrieren Zucchetti, Auberginen und Weissspargeln für einmal nicht gegen ausländisches Gewächs um die Gunst des Konsumenten, der sich zusätzlich zu seinem Einkauf von frischen Vitaminen auch noch ein Stück reines Gewissen erwirbt. Denn das Gemüse, meist am Vortag geschnitten, gepflückt oder gestochen, stammt aus integrierter Schweizer Produktion – was ökologisch durchaus sinnvoll erscheint.

Doch es ist Sommer, und die Unterhändler der Regierungen dieser Welt debattieren derzeit am Sitz der WTO (World Trade Organization) in Genf über die Neuorganisation des Agrarhandels und den rigorosen Abbau von Schutzzöllen und staatlichen Subventionen. Brasilianischer Zucker soll ungehindert auf den EU-Markt drängen, neuseeländische Butter nach Europa und Amerika verkauft werden, und Baumwolle aus Burkina Faso, dessen Staatspräsident dieser Tage persönlich am Genfersee für seine Wirtschaft lobbyierte, überhaupt auf der ganzen Welt erwerbbar sein. Nebenbei soll auch das Schweizer Gemüse Federn lassen und sich im freien Markt mit Tomaten aus Spanien und Marokko, Karotten aus Italien und Frankreich sowie Chicorée aus Belgien und Holland messen. Bis Ende Juli wollen die 147 Mitgliedsländer der WTO den entsprechenden Vertrag, der den Welthandel vorantreiben soll, unterzeichnet haben.

WTO gegen die Schweizer Gemüseproduzenten: So lautet die Affiche im ungleichen Kampf. Je nach Gesichtspunkt wird die WTO als «liberales Gespenst» oder «Garant für weltweiten Wohlstand» bezeichnet. Mit der

Kundgebung vor drei Wochen und dem angelegten Gemüsegarten vor dem Bundeshaus haben die «Gemüser» im öffentlichen Bewusstsein einen ersten Sympathiepunkt erzielen können.

«Wenn wir gegen die europäischen Produzenten antreten müssen, können wir den Laden schliessen», sagt Charly Aebersold aus Treiten im Berner Seeland. «Mit unseren Löhnen, den hohen Bodenkosten und den strengen Umweltauflagen haben wir nicht den Hauch einer Chance, gegen die ausländische Konkurrenz zu bestehen.» Trotzigt stellt Aebersold einen Teller Kopfsalat auf den Tisch. «Der kostet im Restaurant sechs Franken. Ich löse dafür einen Verkaufspreis von sechs Rappen. Finden Sie das zu teuer?» Kopfsalat aus der EU könnte ohne Schutzzoll für weniger als die Hälfte verkauft werden, als Ausgleich für den Freihandel.

Auf seinem 10,5 Hektaren grossen landwirtschaftlichen Betrieb führt Aebersold 15 verschiedene Gemüse. Seit 30 Jahren beschäftigt er ein portugiesisches Ehepaar, einen Lehrling und einen Kurzaufenthalter. In der Branche gilt sein Betrieb als Vorzeigehof, und entsprechend bietet Aebersold regelmässig Führungen an, «damit die Städter wissen, woher ihr Salat kommt». Und der stammt aus integrierter Produktion, das heisst, dass sämtliche Anbaufaktoren wie Bodenqualität, Düngemittel, Arbeitsweise und Rohmaterial strengen Kontrollen unterworfen sind. «Lauch aus dem Ausland kann mit 14 verschiedenen Pflanzenschutzmitteln behandelt worden sein, die in der Schweiz verboten sind. Bei unserem Gemüse weiss der Konsument, was er für sein Geld bekommt.»

An der Kundgebung in Bern war er dabei. Der Konsument soll merken, wie ernst die Lage ist. Setzen sich die WTO-Agrarvisionen nämlich durch, ist es durchaus denkbar, dass in fünf bis zehn Jahren der Salatteller ebenso multikulturell daherkommt, wie dies die Gesellschaft schon tut: Lollo aus Frankreich, Karotten aus Belgien, Fleischtomaten aus China, dem schon heute weltweit grössten Tomatenproduzenten, und Silberzwiebeln aus Chile. Schon David Ricardo entwickelte 1817 die Theorie des komparativen Vorteils, wonach jedes Land das produzieren soll, was es am besten und billigsten kann. Die WTO rechnet vor, dass freier Handel die Lebenskosten massiv senkt: 2200 Franken jährlich spare eine vierköpfige Familie in der EU bei den Lebensmitteln, wenn die Landwirtschaft nicht mehr durch Zölle geschützt würde. Und vor zehn Tagen haben am «Kopenhagen Konsensus» unter

der Führung des Umweltskeptikers Björn Lomborg acht Wirtschaftsgrössen, darunter drei Nobelpreisträger, eine Liste der dringend anzugehenden Projekte für den Planeten Erde erstellt: Auf Platz drei rangiert, weit vor Themen wie Hungerbekämpfung, Emigration oder Einhaltung des Kyoto-Protokolls, der Abbau der Handelshemmnisse.

Unbarmherziger Handel

In Kerzers (FR) lebt der Gemüseproduzent Christoph Johner, ein typischer Vertreter eines Kleinbetriebs: «Um nicht zu stark den Handelspreisen ausgesetzt zu sein, musste ich diversifizieren.» Insgesamt 45 Gemüsesorten baut er mit Hilfe der familieneigenen Angestellten, einem japanischen und einem polnischen Praktikanten, einem Lehrling und einem Kolumbianer der Fürsorge an und bringt die Ware, im Morgengrauen geschnitten und gepflückt, gleich selbst in Bern zu Markte. «Dadurch kann ich meine Produkte zum gleichen Preis anbieten, wie dies der Detailhandel tut. Und die Frischegarantie bekommen meine Kunden gratis mitgeliefert.» Frische ist eines der starken Argumente, wenn es um die Verteidigung heimischen Schaffens geht. Und dazu ist eine ausgeklügelte Logistik notwendig, denn Ernährungsberater sind sich einig, dass Tiefgefrorenes aus dem Süden qualitativ besser ist als lokales Gemüse, das zwei bis drei Tage in den Regalen herumliegt. So unterschieden sich neuseeländische Braeburn-Äpfel, die dank modernster Kühltechnologie bis in die Verkaufsständer der heimischen Detaillisten gelangen, überhaupt nicht von Ostschweizer Obst.

Auch Johner kämpft trotz Zollschutz gegen die tiefen Preise, die derzeit allerdings nicht durch Importware, sondern wegen des hervorragenden Salatwetters im Keller sind. «Gerade gestern habe ich wieder ein Feld Kopfsalat in den Boden gefräst. Das tut verdammt weh. Doch lieber diese Art der Gründung als mit Preisen unter 35 Rappen pro Kopf den eigenen Markt kannibalisieren.» Johner, der auf Empfehlung seines Vaters vor der Ausbildung zum Gemüseproduzenten zuerst das KV absolvierte, weil die Zukunft der Branche sehr unsicher sei, pflegt eine liebevolle Beziehung zu seinem Gemüse, was die Marktkunden schätzen. Der Handel ist da weniger barmherzig: «Heute morgen musste ich mehrere Kisten Gurken wegwerfen: Der Konsument will sie nicht, sagen mir die Händler, sie seien zu stark gekrümmt.»

Überhaupt, der Konsument! Er ist das unsichtbare Phantom, auf das sich alle berufen. Die Befürworter des freien Handels glauben zu wissen, dass er immer nur nach dem tiefsten Preis Ausschau hält. Die Händler behaupten, der Konsument akzeptiere nur beste Qualität, schönste Farbe und perfekte Formen. Die Gemüseproduzenten bauen auf ihn in der Hoffnung, er bekenne sich zur Schweizer Ware. Letzteres tut er auch, sofern er kann. Denn von den 500 000 Tonnen Gemüse, die in der Schweiz jährlich verzehrt werden, stammen lediglich 60% aus heimischem Boden. Und der grosse Rest, mehr als die WTO verlangt, wird zu internationalen Marktpreisen importiert. Die in den Medien vielfach zitierten Zinssätze von bis zu 700% auf Peterli und Sellerie dienen in der geschützten Phase inländischer Produktion lediglich als Abschreckung für ausländische Lieferanten. Diese Regelung erlaubt es den Detaillisten, wie in der jetzigen Übergangsphase, Schweizer Tomaten und marokkanische Tomaten im selben Korb zu einem tieferen Mischpreis anzubieten. «Ob wir überleben oder nicht, das ist ein gesellschaftlicher Entscheid», sagt Nicolas Fellay, Direktor des Schweizerischen Gemüseverbands. «Wenn die Zölle fallen, sind wir nicht mehr konkurrenzfähig. Die EU subventioniert die Qualitätssicherung, Holland stellt den Produzenten Gewächshäuser praktisch gratis zur Verfügung, und Marokko subventioniert den Transport. Ein Kilo Tomaten von Nordafrika nach Paris zu transportieren kostet beispielsweise 8 Rappen. Demgegenüber stehen bei uns Direktzahlungen von etwa einem Rappen pro Kilogramm Gemüse.» Fellay ist kein Jammerer und WTO-Gegner, sondern Pragmatiker und Rechner. Und er weiss, dass mit Schweizer Raumplanungs- und Lohnkosten gegen das Ausland nicht anzukommen ist. «In Österreich arbeiten Osteuropäer für sechs Franken Stundenlohn, in Spanien Nordafrikaner für die Hälfte.» Fellay verlangt nicht mehr oder weniger als einen moderaten und langsamen Zollabbau, damit die Branche sich mit Innovationen anpassen kann. «Für die Erhaltung des Bankgeheimnisses gibt der Bund im Rahmen der soeben verhandelten Bilateralen II 250 Millionen Franken pro Jahr aus», stellt Fellay fest und sinniert: «Warum nicht ein wenig staatlicher Schutz für frisches Gemüse aus heimischem Boden?»

Industrielle Einnöde

Ob das gesunde Gut aus der Schweizer Erde wirklich besser ist als die Erzeugnisse aus dem Ausland, wollen indes weder Ernährungswissenschaftler

noch Gemüseproduzenten so bezeugen. Das Département de l'Action Sociale et de la Santé in Genf hat immerhin herausgefunden, dass Importtomaten massiv stärker mit Pestiziden bearbeitet worden sind. Von 82 unterschiedlichen Schweizer Tomaten konnten bei 56% keine, und bei 44% erlaubte Düngemittel nachgewiesen werden. Von 73 ausländischen Tomaten machten die mit Pestiziden behandelten 83% aus, davon sind 7% mit unerlaubten Mitteln bespritzt worden.

Auch die Arbeitsbedingungen der Landwirtschaftsarbeiter sind ein immer wiederkehrendes Argument der Zollschutz-Befürworter. Hinlänglich bekannt sind die 30 000 Hektaren grossen Gewächshäuser in der Region Almería in Südspanien, wo Afrikaner unter Plastic arbeiten und wohnen und für jeden Europäer jährlich zehn Kilo Gemüse produzieren. «Eine zerstörte Umwelt, eine von Pestiziden und üblen Gerüchen gesättigte Luft, eine Landschaft ohne Grünflächen, ohne Bäume, ohne sauberes Wasser, ohne Lebewesen - eine industrielle Einöde, die apokalyptische Züge annimmt», beschreibt beispielsweise das europäische Bürgerforum in seiner aktuellen Broschüre die Lage.

Hingegen gleichen sich die technischen Produktionsbedingungen in den einzelnen Ländern immer mehr, und so gesteht Tomatenproduzent Markus Hurni in Gurbrü (BE) ein, dass die Technologie und das Gewächshaus seiner Hors-Sol-Tomaten aus den Niederlanden stammt, die Setzlinge aus Frankreich, der Dünger aus Israel und die rund dreissig Arbeiter aus Portugal. Was neben dem Schweizer Produzenten bleibt, sind die hohen Qualitätsanforderungen an das Produkt, die sich unter anderem am Summen der Hummeln im Glashaus manifestieren, welche für eine natürliche Art der Blütenbefruchtung eingesetzt werden. Hurni ist sich bewusst, dass er sich gegen den internationalen Tomatenberg noch mehr abgrenzen muss. «So wie wir Seeländer den Tessinern und Wallisern den Tomatenmarkt strittig machen konnten, müssen wir uns in Zukunft gegen die EU profilieren können, zum Beispiel mit einem eigenen Label.»

Genau solches Denken fordert Gregor Kündig, Geschäftsleitungsmitglied des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse. «Wir wollen uns nicht gegen die Landwirtschaft stellen, aber es muss Bewegung erfolgen. Stillstand in der WTO führt nur noch zu mehr Protektionismus.» Kündig streicht die Bedeutung der WTO hervor, die Rechtssicherheit für den Handel gewährleistet, und

fordert im Gleichklang mit einer grossen Mehrheit der Mitgliedsländer vermehrten Zollabbau. Den gegenwärtigen Kurs des Bundesrats bezeichnet er als «zu vorsichtig».

Die agroindustriellen Leitlinien der WTO propagieren denn auch ein Landwirtschaftsmodell, das mit «Wachsen oder weichen» umschrieben werden kann. Und indirekt bekräftigt auch Mario Spavetti, Importeur und Gemüsehändler in Kerzers, diesen Trend. Er plädiert zwar für Schweizer Ware, die vor der Haustüre wächst, für die Vorteile der «Just in time»-Versorgung und die Wichtigkeit der Selbstversorgung im Falle einer Ölkrise. Doch insgeheim weiss auch er, dass die Produzenten sich erstens spezialisieren und zweitens vergrössern müssen, um dem zunehmenden Preisdruck standhalten zu können. Während in der Schweiz Familienbetriebe 5 bis 10 Arbeiter für die Bewirtschaftung von 15 Hektaren benötigen, produziert in Deutschland ein Gemüsebauer diese Fläche im Nebenerwerb. «In Zukunft», so Spavetti, «werden hierzulande noch 5 bis 7 Gemüse von Grossproduzenten angebaut werden können - zu international konkurrenzfähigen Preisen.»

Quelle der Korruption

Vorerst stocken die WTO-Verhandlungen allerdings. Die Gründe dafür sieht Gregor Kündig in der Opposition der Entwicklungsländer, die paradoxerweise die eigenen Zölle, da oft eine Quelle von Korruption, schützen wollen. Weiter fahren die Amerikaner nicht nur wegen der anstehenden Wahlen einen vorsichtigeren Kurs; zunehmend wird auch ihre eigene Agrarwirtschaft vom Ausland bedrängt.

Und schliesslich formieren sich verschiedene Länder zu Interessenkoalitionen. So auch die Schweiz. Zusammen mit den EFTA-Ländern Japan, Korea, Bulgarien und Israel, die alle eine ähnliche Landwirtschaftsstruktur aufweisen und gleiche Ziele verfolgen, bilden sie im Genfer Verhandlungspoker die «G-10». Und mit dem WTO-Delegierten des Bundesrates, Luzius Wasescha, verfügen die Gemüseproduzenten über eine wichtige Trumpfkarte. Wasescha, der schon vor der Uruguay-Runde und seit über zwanzig Jahren die WTO von innen und aussen wie kaum ein Zweiter kennt, weiss, wie Abkommen zustande kommen. Nach dem Motto «Angriff ist die beste Verteidigung» zeichnet er nicht nur für die Initiative dieser Gruppierung

verantwortlich, sondern lädt ausländische Unterhändler öfter mal auf ein waadtländisches Weingut zur Käse- und Obstdegustation ein. Damit schlägt er zwei Fliegen auf einen Schlag: Die Diplomaten aus der Ferne entwickeln Verständnis für helvetische Landwirtschaft und Zollschutz, und die Produzenten werden ihrerseits sensibilisiert für die Notwendigkeit, sich dem internationalen Markt zu stellen und mit der Vermarktung ihrer Produkte über das Rhonetal hinauszudenken.

Die Forderung von Gemüsebauer Charly Aebersold aus Kerzers klingt mittlerweile auch in den Ohren der übrigen WTO-Mitgliedsländer nicht mehr bloss nach hohler Phrase: «Jedes Land sollte die Garantie erhalten, einen Teil der landwirtschaftlichen Produktion zur Sicherung der eigenen Versorgung zu kostendeckenden Preisen selber übernehmen zu dürfen.»